Bildung und Schönheit in Japan

Peter Ackermann

(Druckfassung in : Eckart Liebau und Jörg Zirfas (Hg.) (2007) *Schönheit. Traum-Kunst-Bildung.* Bielefeld (transcript Verlag), S. 269-286.)

Einleitung

Das Verständnis des Eigenen – zum Beispiel der eigenen Konzepte von Bildung und Schönheit – reift besonders dann, wenn es in Relation gesetzt wird zu den Voraussetzungen, die es hervorgebracht haben und den Bedingungen, die es haben gedeihen lassen. Dazu braucht es aber die Frage: Wie könnte es auch anders sein? Wie hätte es auch anders kommen können?

Die Begegnung mit einer fremden Kultur[1] zwingt uns geradezu, eine solche Frage zu stellen. Wir können der Tatsache gar nicht ausweichen, dass jede andere Kultur ganz bestimmte, bei uns weniger oder gar nicht berücksichtigte Potentiale weiter oder umfassender entfaltet hat. Diese Erkenntnis schafft erst die Voraussetzung, um das Eigene abwägend mit Blick auf seine Möglichkeiten, Chancen, Zwänge und Beschränkungen zu verorten.

Es kommt aber noch etwas hinzu: Als Angehörige einer westlich-abendländischen Denktradition haben wir die Pflicht, wahrzunehmen, dass es gerade *unsere* Kategorisierungs-, Wert- und Ordnungsysteme sind, die global sehr weitgehend als "Norm" für Anerkennung auf der Weltbühne gesehen werden. Die Folge ist eine ganze Bandbreite von Reaktionen nicht in dieser Denktradition verwurzelter Menschen, von zwanghaftem Anpassungsaktionismus bis zu aggressivster Gegenwehr. Eine Würdigung des Fremden, und die fruchtbare Relativierung des Eigenen, kann jedoch nicht gelingen im Lichte eines von uns selber um den Globus herum exportierten Kategorisierungs-, Werte- und Ordnungssystems. In diesem Dilemma bietet eine vertiefte phänomenologische Auseinandersetzung mit einem Land wie Japan ungeahnte Einsichten und Entfaltungsperspektiven.

---

[1] Der Begriff "Kultur" erfordert natürlich eine präzise Definition. Davon will ich aus Platzgründen absehen; ich verwende den Begriff hier im Sinne von einer grösseren Gruppe von Menschen, deren Alltagsleben von vergangenen und gegenwärtigen Diskursen geprägt ist, die uns in dieser Form unvertraut oder gänzlich unbekannt sind. Durch die Grösse der Gruppe ergibt sich für uns dabei das Gefühl einer gewissen Hilflosigkeit oder des Ausgeliefertseins.

Neuere Ansätze im kulturanthropologischen Diskurs zielen mit gutem Grund eher darauf, das Verbindende zwischen geographisch weit auseinanderliegenden Kulturen zu betonen, und nicht das Trennende, nicht das angeblich Fremde (Hendry/Wong 2006). Ja, die Benutzung des Bildes von der "fremden Kultur" verstösst schon mancherorts als herabwürdigende Exotisierung gegen die Regeln der "political correctness". Wenn also Japan hier trotzdem ganz offen als "fremde Kultur" bezeichnet wird, gilt es, dies sorgfältig zu legitimieren.

Ich plädiere dabei für eine pragmatische, und nicht eine absolute Definition des Fremden, bzw. dessen, was an Japan fremd ist. Als "fremd" soll eine Kultur – oder auch eine Personengruppe – bezeichnet werden, wenn in der Situation der persönlichen Begegnung und Kommunikation uns eine ganz besondere, physisch durchaus als Stress empfundene Intensität an Reflexion sowie eine bewusst erlebte Dichte an Schritten zur Informationsgewinnung und –verwertung abverlangt wird, damit diese Situation praktisch zu bewältigen und psychologisch zu verarbeiten ist. Gerade wegen der im folgenden zu beschreibenden Körperbezogenheit der Kommunikations- und Selbstwahrnehmungsstrukturen ist Japan dabei in besonderem Masse "fremd", da es eine lebendige Gegenwartskultur darstellt, die wir keineswegs vom Lehnstuhl oder Fernseher aus "bewältigen" und "verarbeiten" können. Das Land stellt, wenn wir mit ihm in Berührung kommen, reale Forderungen an unsere Selbstdarstellung und damit an unser Selbstbild. Dies kann als bedrohlich empfunden werden, sei es, weil die Notwendigkeit einer Veränderung von Selbstbild und Selbstdarstellung uns mit den Grenzen unseres Wissens und Könnens konfrontiert und damit unser Selbstwertgefühl verletzt, sei es, dass die Wahrnehmung ungeahnter Möglichkeiten kreativer Selbstgestaltung in uns Unbehagen, wenn nicht Neid auslöst, oder sei es, dass das jeweilige Feedback der anderen Seite bei Nichtbeachtung für sie wichtiger Tabus bei uns unbezwingbare Verunsicherung, ja Angst bewirken kann.

Das bis gegen Ende des 19.Jahrhunderts nach aussen abgeschlossene Japan ist uns, wenden wir die genannten Kriterien an, in höherem Masse als manch andere Kultur fremd, weil uns meist jede Erfahrung im Umgang mit seinen Bezugsgrössen fehlt, da diese nicht aus den Diskursen hervorgegangen sind, welche den langen Weg der abendländischen Moderne geprägt haben. So heben sich gerade vor dem Hintergrund Japans die segensreichen wie bedrückenden Eigenschaften der abendländischen Moderne in besonders scharfer Weise ab.

Das Schöne in Japan

Im Japanischen gibt es, bei genauerem Hinsehen, keinen Begriff für "schön" oder "das Schöne". Die Wörterbuchübersetzung für das deutsche "schön" lautet *utsukushii* 美. Dieses *utsukushii* wird aber in der Praxis nur selten verwendet, und wenn, dann im Sinne von "angemessen", "für eine Drittperson angenehm".[2] Dasselbe Schriftzeichen 美 kann auch *bi* gelesen werden; in diesem Fall ist die Konnotation sinnlich-erotisch, wie zum Beispiel in *bijo* – eine Frau mit erotischer Ausstrahlung. Die häufigste japanische Entsprechung eines begeisterten deutschen Ausrufs "wunderschön!" ist *kirei*, doch *kirei* hat die Konnotation "sauber, unbeschmutzt".

Die vielen Versuche, den japanischen Schönheitsbegriff zu definieren, füllen Berge von Papier und nehmen, wie ich meine, doch nicht wahr, dass es den Begriff des "Schönen", so wie er sich in den abendländischen Diskursen entwickelt hat, im Japanischen wohl gar nicht gibt. Europäische Abhandlungen zum Schönen im Lande der Kirschblüten wimmeln nur so von Verklärungen und Exotisierungen.

Hier ist die Stelle, darauf hinzuweisen, dass es im Japanischen das "Schöne" in der Natur nicht geben kann, weil die Natur keine Schöpfung, kein Wunder, nichts zu bewundern ist. Der Mensch erkennt also in der Natur bzw. in der Natürlichkeit der Dinge nichts, wodurch sich ein für ihn relevantes transzendentes Handeln offenbart und ihn zu Ehrfurcht, Staunen, oder Nachdenken gegenüber einem transzendenten Handelnden veranlasst. Eine in christlich-abendländischem Sinne empfundene Schönheit darf demnach im Japanischen nicht erwartet werden. Dass aber die Menschen in Japan dennoch die Natur sehr sorgfältig beachten, hat mit ihrer Eigenschaft als "Sprache" der Gesetze von Energiefluss und Zeitenlauf zu tun, deren Missachtung Leid und Verderben bedeuten würde (vgl. Asquith/Kalland 1997).

Eine Annäherung an die japanische Konzeption von (so etwas wie) Schönheit durch die Beobachtung des Schreiblernprozesses dürfte wesentliche Erkenntnisse liefern; schliesslich investieren japanische Jugendliche viel Zeit und Energie in die Aneignung

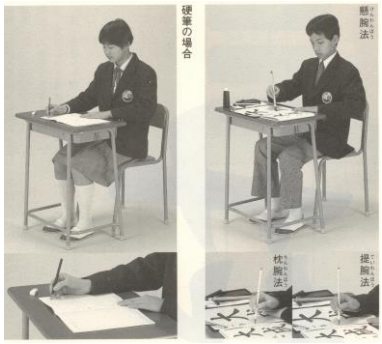
[2] Die ursprüngliche Bedeutung von *utsukushi(i)* war "anmutig, lieblich", d.h. das Adjektiv beschrieb die Gefühle, die etwa bei der liebevollen Betrachtung von Kindern aufkam. Von hier erweiterte sich das Bedeutungsfeld in Richtung "angenehm, sanft, harmonisch".

der Schrift und damit in einen Prozess des körperlichen "Einswerdens" mit aesthetisch durchgestalteten Abläufen. Hier interessiert besonders, was wir als "Kalligraphie" (Schönschreibkunst) bezeichnen. Geht es aber dabei überhaupt um Schönheit?

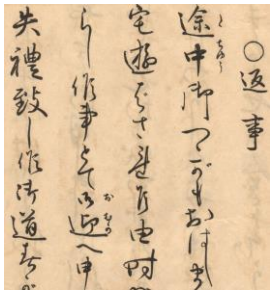
Nehmen wir ein beliebiges Kalligraphie-Lehrbuch für Mittelschulen zur Hand, so zeigt dessen erste Seite folgendes: Wir sehen Geräte – Pinsel – die dafür eingesetzt werden, einen interpersonalen Bezug herzustellen, etwa eine Einladung, eine Mitteilung, eine Kennzeichnung (Bild 1).

Entscheidend ist, dass dieser Bezug adäquat, angemessen, ausgeführt wird, also wirkungsvoll und der Absicht entsprechend. Die Darstellungen legen nahe, dass ein Schriftstück dann "schön" ist, d.h. positive Gefühle erweckt, wenn es erfolgreich ist. "Schön" ist, mit anderen Worten, ein mit körperlicher Intensität hergestelltes Produkt (z.B. ein Schreiben), das eine Beziehung zwischen zwei Menschen so gestaltet, dass das verfolgte Ziel auf befriedigendste und damit letztlich effizienteste Weise erreicht wird.

Zwei Merkmale fallen beim Weiterblättern im Kalligraphie-Lehrbuch auf:
1) Wenn es (unabhängig davon, welcher Ausdruck im Japanischen dafür verwendet wird) so etwas wie Schönheit gibt – also hier "schönes Schreiben" -, so geht dieses vom menschlichen Körper aus. "Schön" ist immer etwas von Menschen Geschaffenes und steht in direkter Abhängigkeit von der körperlichen Leistung und Konzentration, die erbracht wird mit der Absicht, einen Bezug zu einer anderen Person angemessen zu gestalten. Anders gesagt, Schönheit ist primär Kontrolle und Gestaltung des Körpers als Instrument für die Herstellung einer Beziehung (Bild 2).



2) Es gibt kein Lernziel, sondern nur einen Ausgangspunkt in Form eines umfangreichen "Grundpakets" (*kihon*) von Handgriffen, die sogleich kontextbezogen, z.B. zum Schreiben eines ganzen Schriftzeichens, angewandt werden, also gerade nicht als Elementarteilchen abstrakt im Raume stehen. Schreibenlernen vermittelt damit eine Haltung, die Lebensbewältigung nicht als Anwendung generalisierter Elemente versteht, sondern als unermüdliche Erweiterung von Wissen und Erfahrung im Umgang mit sich selbst im Kontext anderer Menschen. Anders gesagt, Schreibenlernen führt konkret zur Erkenntnis, dass es eine unendliche Fülle und Kombinationsmöglichkeit von Zeichen und Zeichenstilen gibt, deren Anwendung alleine dem Kriterium der Angemessenheit in einem konkreten Bezugsfeld unterliegt (Bilder 3-5).



<u>Bildung in Japan</u>

Die Kalligraphie-Lehrbücher machen überaus deutlich, wie im Japanischen Schreibenlernen und Bildung eng miteinander gekoppelt sind. Da menschliches Leben und Handeln nicht von einem absoluten Ziel her definiert werden können, machen diese Lehrbücher auf anschaulichste Weise deutlich, wie "Menschsein" aus dem steten

Erweitern von Bezugsfeldern und dem Wissen um deren angemessene – also "schöne" - Gestaltbarkeit besteht. Diesen Prozess können wir als "Bildung" definieren, in dem Sinne, als durch ihn die Schlüsselkompetenz erworben wird, die einem Menschen Reife und Ansehen sichert.

Nachdem bereits auf die Problematik der Uebersetzbarkeit des deutschen "schön" hingewiesen worden ist, sei hier der Begriff "Bildung" etwas näher betrachtet. Auch für "Bildung" gibt das Wörterbuch eine Reihe von japanischen Ausdrücken an, und doch scheint abermals die Tatsache von uns nie wirklich ernst genommen zu werden, dass sich diese Ausdrücke in der Praxis des lebendigen Japanischen eher selten wiederfinden.

Als erste Entsprechung zu "Bildung" erscheint im Wörterbuch der etwas abgehoben wirkende Ausdruck *kyôyô*, der besonders auf die Belesenheit einer Person verweist; die Bedeutung von *kyôyô* kann von seinen Schriftzeichen her als "belehrt und [intellektuell] genährt [worden sein]" verstanden werden. Des weiteren finden wir den Begriff *kyôiku*, das "belehrt und grossgezogen [worden sein]" suggeriert. Entspricht das wirklich unserer Vorstellung von Bildung?

Es gilt, den tatsächlichen Rede- und Ausdrucksweisen der Sprache mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Dann würde sich wohl zeigen, dass die Anerkennung der Bildung einer Person eher mit einem Satz wie zum Beispiel *ningen ga dekite iru* umschrieben wird, was etwa heisst: "das spezifisch Menschliche ist in dieser Person fertig/gereift".

Die höchste Anerkennung für einen Menschen, und damit der Focus jeder fremd- und selbstgesteuerten Bemühung, liegt also im schlichten Begriff *ningen* (Mensch, das spezifisch Menschliche). Das allerdings, was das spezifisch Menschliche ausmacht, ist nicht angeboren und schon gar nicht durch eine transzendente Grösse definiert oder geschenkt, sondern muss in intensiver Bemühung des sozialen Umfelds ebenso wie durch den eigenen Willen langsam genährt und erweitert werden. Entsprechend setzt "Menschsein" immer erzieherische Bemühung voraus. Mit Blick auf die japanische Sprachpraxis kann in diesem, betonte Anerkennung ausdrückenden *ningen ga dekite iru* – "[in dieser Person] ist das Menschliche fertig/gereift" - den in seiner Wertigkeit unserem Bildungsbegriff am nächsten stehenden Ausdruck gesehen werden.

Die sog. Kalligraphie (Schönschreibkunst) zeigt m.E. alle entscheidenden Komponenten auf, um die es bei "Bildung" – d.h. bei der Entwicklung von menschlichen Eigenschaften, welche Anerkennung verschaffen – geht:

1) Es handelt sich um Fähigkeiten, die diskussionslos und mit innerlich positiver Einstellung und hartem körperlichem Einsatz durch Uebung mit einem Grundformenbestand erworben worden sind.

2) Es handelt sich um Kompetenz bei der angemessenen Ausrichtung dieser Fähigkeiten auf einen Rahmen, in dem immer "ein anderer unerlässlich ist für die Praxis des Selbst", d.h. der Rahmen muss immer mindestens eine Person enthalten, die etwas gibt, und eine Person, die etwas entgegennimmt. Bild 6/Meister und Schüler im Unterrichtsverlauf:

Bild 7/steif-formeller Rahmen:

Bild 8/Dienstanweisung:

Bild 9/informeller Rahmen:

).

3) Es handelt sich um die Kompetenz, die eigenen Fähigkeiten und den Rahmen so zu kombinieren, dass das angemessenste Produkt/Ergebnis entsteht; gleichzeitig handelt es sich aber auch um die Kompetenz, zu erkennen, dass Fähigkeiten und Rahmen stets noch angemessener kombiniert werden könnten und somit weitere technische Perfektionierung und die Fortsetzung der nie abschliessbaren Ausdehnung von Wissen erforderlich sind.

Es ist somit äusserst irreführend, die hier diskutierte Schreibkompetenz mit "Kalligraphie" oder "Schönschreibekunst" zu bezeichnen, denn das zentrale Kriterium ist eben nicht Schönheit an sich, sondern die Angemessenheit innerhalb eines interpersonalen Bezugs. So findet sich denn auch in den japanischen Begriffen für "Kalligraphie" nirgendwo ein Hinweis auf Schönheit; die gängigsten Begriffe sind *shodô* (der Pfad des Schreibens) und das schlichte *shûji* (Schriftzeichen lernen).

Es war mir vergönnt, im Rahmen einer Ausbildung in klassischer japanischer Musik, die genannten Kriterien am eigenen Leib zu erfahren. Anfänglich war es geradezu frustrierend, dass das Augenmerk nie auf Aspekte von musikalischer Aesthetik und Schönheit gerichtet war, ja es ging gar nicht eigentlich um "Musik". Es ging um eine mit intensiver Konzentration vollzogene Aneignung bestimmter minimaler, nie abstrakter sondern stets bedeutungstragender, durch Stimme und Instrument auszuführender Grundmuster, die angemessen in den Rahmen von interpersonalen Bezügen einzubringen waren, vorab in den Bezug Lehrer-Schüler und älterer Schüler-jüngerer Schüler. Bild 10/Meister und Schüler vor Unterrichtsbeginn:

Personen in einem reiferen Stadium brachten ihr Können in jeweils angepasster Form auch in die Bezüge zwischen zwei verschiedenen Ueberlieferungslinien ein. Das Ergebnis kann als aesthetisch gestaltetes Zusammenkommen zweier Parteien bezeichnet werden, die dafür den Parameter der Klangproduktion einsetzen.

Der Schönheits- und Bildungsbegriff als normative Grössen

Gibt es einen japanischen Diskurs, der einen spezifischen Schönheits- und Bildungsbegriff als normative Grösse legitimiert? Inwiefern sind die beschriebenen Charakteristika dessen, was wir als "Schönheit" und "Bildung" in Japan bezeichnen wollen, in einem Legitimationssystem eingebettet, das ihnen über individuelle Ansichten und kurze Zeitfenster hinaus Verbindlichkeit verleiht? Diese Frage führt an das ostasiatische Weltverständnis heran, und das heisst an eines, das vom Buddhismus und in ihm eingebetteten, mehrere Traditionen umfassenden Lehren zur materiellen Beschaffenheit des Universums geformt wurde.

Angesichts der Beschaffenheit des Universums und seines Gesetzes des ewigen Wandels von Werden über Blühen zu Vergehen, sowie angesichts der Vorstellung, dass diesem Wandel, und damit dem Leben an sich, ein Energiestrom *ki* 気(chinesisch *qì*) zugrunde liegt, entwickelt das in weitem Sinne buddhistische Menschenverständnis eine prägnante Vorstellung von der Würde des Individuums. Demgemäss leitet sich die Würde des Individuums davon ab, wie es auf der Grundlage der Erkenntnis des Weltenprinzips die in ihm fliessende Energie in positives, nährendes, gesundheits- und gemeinschaftserhaltendes Handeln zu transformieren weiss. Schönheit kann aus dieser Perspektive bezeichnet werden als ästhetische, d.h. angemessene und damit erfolgreiche, tiefe Befriedigung bewirkende Transformation von Körperenergie im Kontext interpersonaler Vernetzung. Bildung – zumal ästhetische Bildung – vermittelt dabei die Kompetenz, solche interpersonalen Vernetzungen und Bezüge angemessen, aber auch innovativ, reiz- und lustvoll – eben "menschlich" - zu gestalten.

Beim Vorgang der Transformation von Körperenergie ist also der interpersonale Bezug dieser Transformation stets mitzudenken. Gerade dieser aber verlangt vom Einzelnen anspruchsvollste Uebungs- und Reflexionsleistungen. Mit anderen Worten: Der Einzelne ist immer ein sich selbst bestimmendes Handlungssubjekt, das durch Eigenleistung sich in ein Bezugssystem einbringen muss. Wäre er dies nicht, so würde er mangels voranschreitender, gestalterischer Selbstperfektionierung in der aus unendlichen Bezugskonstellationen bestehenden Weltrealität nicht überleben können.

Für uns als Angehörige eines abendländischen kulturellen Kontexts ist es zum Verständnis des Fremden an Japan entscheidend, nachzuvollziehen, was mit dieser Selbstperfektionierung eigentlich gemeint ist. Mit Blick auf die gewachsenen Legitimationsstrukturen von Lebensorganisation können wir Selbstperfektionierung wie

folgt zu definieren versuchen: Das Individuum strebt nach Würde, indem es seine Körperenergie in lebens- und gemeinschaftsnährende Energie transformiert. Der eigene Körper stellt dabei nicht etwa ein Geschöpf eines Gottes dar, sondern einen materiellen Träger von Energie. Damit ist mein Körper als Objekt definiert, das bearbeitet werden kann und muss. Dieser technisch-materielle Zugang zum eigenen Körper ist es auch, der in Japan Spekulationen über abstrakte, nicht am Körper bzw. an Körpern festzumachende Werte einen Riegel schiebt. So kann auch die Frage nach "*dem* Schönen" nicht gestellt werden – entscheidend ist, ob sich der Körper gutfühlt.

Angemessen ist also etwas, was im Endeffekt zu körperlichem Wohlbefinden verhilft. In japanischer Sichtweise dienen dagegen die fremden, abendländischen Konzeptionen von Schönheit - und etwa auch von Höflichkeit - vielmehr dem Wunsch, einer bestimmten Sozialschicht zuzugehören (Yamane 1982: 24-25). Angemessen zu handeln beruhe dagegen – anders als bei Höflichkeit und Manieren – nicht auf einem Regelsystem mit einem Richtig und Falsch, sondern auf Uebung, und das heisst auf körperlicher Uebung für körperliches Wohlbefinden.

Folgende 3 Aspekte sind für diese Uebung grundlegend:

1) Der Körper muss für die Aufnahme und die Weitergabe von Energieflüssen (*ki*), ohne die Leben erlischt, trainiert sein; es ist kein Zufall, dass das Japanische dem Kriterium von *nagare* höchste Bedeutung zumisst, das heisst, menschliches Handeln und Verhalten danach bemisst, ob dabei Energie spürbar "fliesst".

2) Der Körper muss alle Blockaden von Energieflüssen durch körperliches und psychologisches Ueben beseitigen; solche Blockaden sind grundsätzlich Verkrampfungen und entstehen etwa bei Frustration, Wut, Angst, Enttäuschung, kurz: bei allen Unregelmässigkeiten im Energiefluss, die dem Wohlbefinden schaden; dazu gehören übrigens auch Begeisterung und Jubel.

3) Der Körper muss sich antrainieren, Energie gezielt in lebensnährendes – und nicht lebenszerstörendes – Handeln hineinzusteuern; dazu gibt es die Vorstellung eines eigentlichen Energiesteuerzentrums, Japanisch *kokoro* (völlig missverständlicherweise im Wörterbuch als "Herz" übersetzt).

Angemessene, also schöne Formung des Aufgehens in einem Bezug zu einem andern ist selbstverständlich nicht ohne angemessene Formung des Körpers und der in ihm fliessenden und von ihm ausstrahlenden Energieflüsse möglich. Schön (im Sinne von "angemessen") ist also ein Mensch, der sich als Handlungssubjekt (*jibun*) antrainiert hat, seine Energien im Umgang mit sich selbst und mit von ihm bedienten Instrumenten (wie etwa einem Pinsel) ohne Verkrampfung "fliessen" zu lassen und so in einen interpersonalen Bezug einzubringen. Das Japanische kennt zahlreiche Begriffe, die diesen Vorgang aus unterschiedlicher Perspektive darstellen:

- Es gibt zum Beispiel die Aufforderung, vor jeglichem Handeln zuerst sein *kokoro-gamae* zu prüfen, d.h. sich zu vergewissern, ob das innerliche Steuerzentrum *kokoro* ordnungsgemäss funktioniert.

- Sodann gibt es zentrale Begriffe für die Erscheinungsform des inneren Steuerzentrums an der Oberfläche, wo das Innere des Menschen bearbeitet werden kann; solche Erscheinungsformen sind etwa *hyôjô* (Ausdruck, Gesichtsausdruck), *shisei* (Körpergestalt), oder *taido* (nach aussen sichtbare Form einer inneren Geisteshaltung). Das Innere des Menschen lässt sich also von aussen – von der Form her – bearbeiten, gestalten.

- Es gibt einen grossen Grundbestand an Ausdrücken, die, als normative Richtwerte ins Gespräch eingebracht, dem Bildungsprozess des Menschen Richtung zu geben suchen; Beispiele sind etwa *sappari* (sauber, aufgeräumt, heiter), *sunao* (ohne innere Widerstände, ohne Verkrampfung, geradlinig) oder *kodawaranaide* (sich nie festbeissend, nicht verharrend, im Einklang sein mit dem Fliessen aller Dinge).

- Viele onomatopoetische Begriffe im Japanischen illustrieren flinke, gezielte, gut vorbereitete Energieflüsse, etwa *patto* (hervorberstend), *sassa* / *sasatto* / *satto* (flink, ohne zu Zaudern), *sesse* (etwas konzentriert, sehr flink und perfekt erledigen), oder *kichinto* (präzise, exakt). Solche Begriffe finden sich, zum Beispiel, in Abbildungen für gutes Verkäuferverhalten eingezeichnet:

Bilder 11

(der Mann links: *satto*. Die Frauen beim Einpacken: *sesse*)

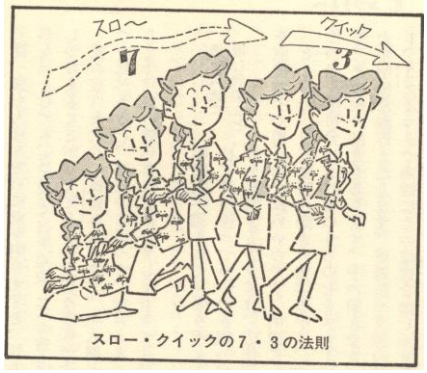
Bild 12

Bild 13

(sassa)

Bild 14 illustriert fehlende Energieflüsse und damit schlechtes Verkäuferverhalten:

Bild 15 lehrt wie in Einzelhandlungen, etwa Aufstehen, die Energieflussgeschwindigkeit – hier von links nach rechts zunehmend – gestaltet werden muss:



- Auf der kulturgeschichtlichen Ebene ist schliesslich auf die lange Tradition von *shugyô* hinzuweisen, d.h. die körperliche Einübung spezifisch durch den Buddhismus vermittelter Techniken der Selbstgestaltung. Auch hier erkennen wir die Einheit von Geist und Körper, bzw. die Trainierbarkeit von geistiger Kraft vom Körper her.

Alle diese in der japanischen Sprache sichtbaren Hinweise auf die Richtung, in der sich menschliche Bildung zu entwickeln hat, verweisen auf die vom Handlungssubjekt zu erbringende Eigenleistung. Diese besteht aus der Ausrichtung des Körpers auf eine präzise Transformation von Energie in Richtung einer angemessenen, sinnlich befriedigenden Gestaltung interpersonaler Bezüge.

Wie zentral diese körperliche Eigenleistung im interpersonalen Bezug ist, lässt sich etwa in japanischen Kochbüchern erkennen, wo fast immer ein menschlicher Körperteil sichtbar ist: Bilder 16-21

Dieser menschliche Körperteil kann sich auf angemessene, d.h. "schöne" Weise eines Objekts bedienen, zum Beispiel eines Löffels, das einen ebenso angemessenen, also "schönen" Gegenstand – nämlich ein Gericht – herstellt, dessen Zweck immer darin liegt, letztlich einen interpersonalen Bezug zwischen dem Hersteller und dem Empfänger zu gestalten. Ein "schönes" Gericht an und für sich gibt es nicht.

Wie sprechen Japaner konkret vom "Schönen"?

Nach der Diskussion zur spezifisch körperlichen Eigenleistung, die ein Mensch in einen interpersonalen Bezug einbringen muss, damit etwas "schön" ist im Sinne von "angemessen", sei nun als letztes ein Blick auf japanische Materialien geworfen, die sich ausdrücklich mit dem Begriff *utsukushii* befassen, also dem Wort, das gemäss Wörterbuch angeblich dem deutschen "schön" entspricht.

Wie schon angedeutet, sollten wir mit der japanischen Diskussion zum Schönen äusserst behutsam umgehen, weil sich dort, wie ich meine, ein von der Realität verselbständigter Aesthetik-Diskurs etabliert hat. Dieser versucht unübersehbar, an vom Westen her bestimmte Kriterien anzudocken und damit im Grunde genommen nur die Ebenbürtigkeit des Japanischen mit der abendländischen "Leitkultur" zu beweisen. Der Erkenntnisgewinn aus diesem Aesthetik-Diskurs ist fraglich; wesentlich aufschlussreicher dürften Materialien für den praktischen Gebrauch sein, da diese an die tatsächliche Alltagserfahrung der Leser anzuknüpfen gezwungen sind.

Ein Beispiel für einen solchen praxisbezogenen Text ist ein Büchlein mit dem Titel "*Utsukushii hito, utsukushii manâ*" ("Schöne Menschen, schöne Manieren"; Yamane

1982). Hier findet sich ein möglicher direkter Zugang zu den Assoziationen, die Personen im japanischen Alltag mit dem Begriff *utsukushii* – schön – verbinden. Der Einstieg in die Thematik geschieht vom Gesichtspunkt des interpersonalen Bezugs her als axiomatisch gegebenes Lebensprinzip des Menschen. Dieser interpersonale Bezug wird in seiner Gesamtheit unter dem Begriff *rei* subsumiert; *rei* steht für das Prinzip der angemessenen Formalgestaltung verschiedenster denkbarer Bezüge zwischen Menschen. Prinzip Nummer 1 von *rei* lautet dabei: *mi wo utsukushiku suru kokoro* – sein inneres Steuerzentrum darauf ausrichten, den Körper angemessen-schön zu machen, also vom Kriterium der Angemessenheit aus ästhetisch zu gestalten (Yamane 1982: 17).

Da der Mensch definitionsgemäss nicht isoliert existieren kann, sondern nur in Vernetzungen und Energieflüssen, bildet dieses *rei* in Form des gestalteten Bezugs zwischen einem Ich (*jibun*) und einem Gegenüber (*aite*) die Grundlage zum Leben. "Schön" bedeutet demnach nichts weniger als die Grundvoraussetzung zum Leben, da es interpersonale Bezüge gestaltet.

Was nun in Yamane (1982) folgt, ist erwartungsgemäss die Einführung in die Grundmuster, durch die man seinen Körper in Position, Bewegung, oder Handhabung von Gegenständen in die angemessene Formalgestaltung interpersonaler Bezüge einüben muss. Dazu gehört die Gestaltung des Stehens, der Kopfhaltung, der Hand- oder Fussbewegungen, der Signalisierungen, dass man andere wahrgenommen hat (*aisatsu*), der Sprechhandlungen in lexikalischer und phonetischer Hinsicht, des Schreibens usw. Ueberall in Japan illustrieren Bücher solche Grundmuster körperlichen Verhaltens.
Bilder 22-24/Verbeugung:

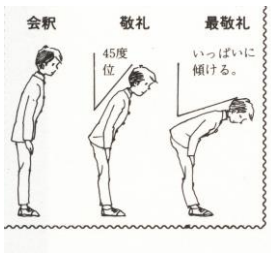
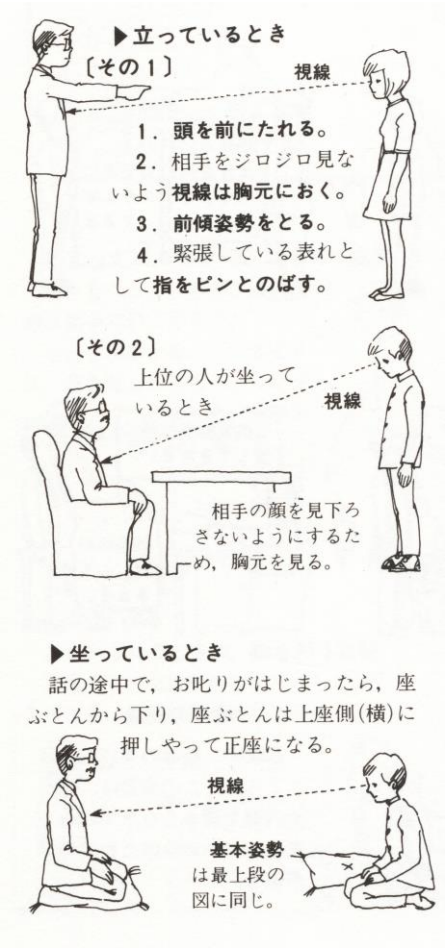
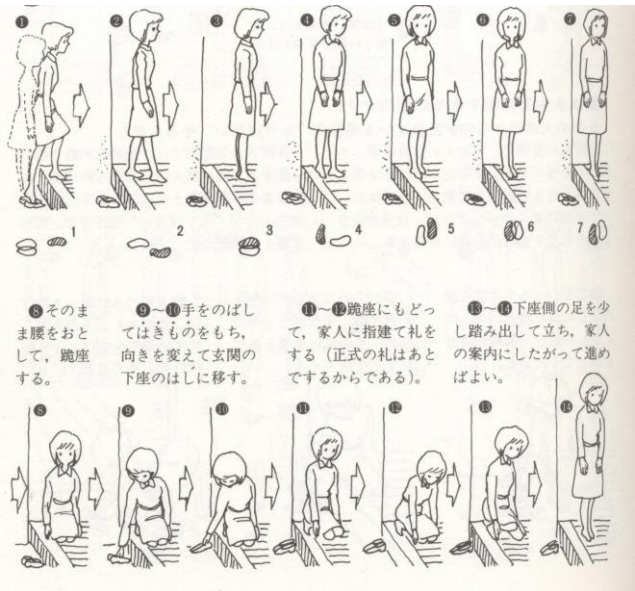


Bild 25/Blickrichtungsgestaltung:



Bilder 26-27/Betreten eines Hauses:



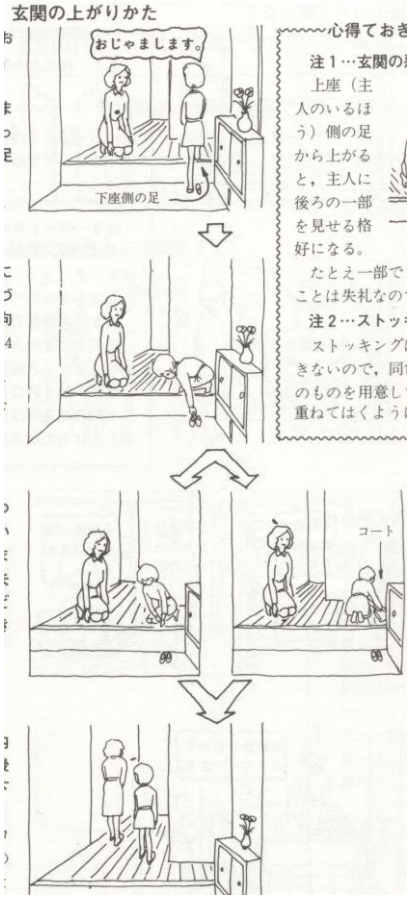
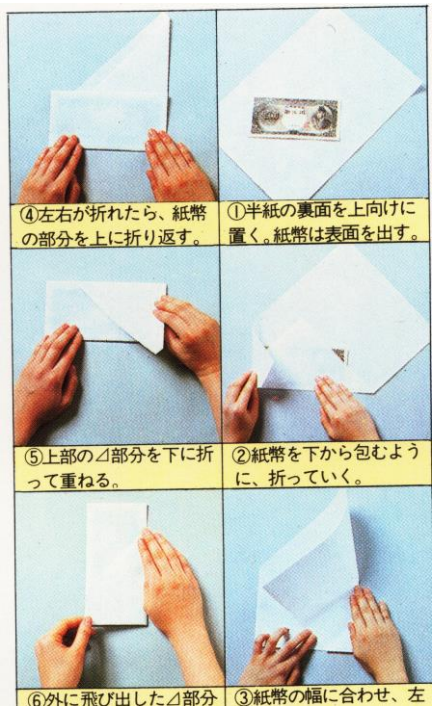


Bild 28/Hinstellen des Essens in formalem Kontext:

Bild 29/Geld als Gabe einpacken:



Bilder 30-32/Bezugnahme zu einem Eisenbahnsignal, einer Situation am Bahnsteig, einer Anzeigetafel u.a.:

(An den Stationen der Ôme- und Itsukaichi-Linie angebrachte Tafel. Darauf steht: "In diese Fingerspitze die Seele einbringen. Mit dem Finger ein Objekt anpeilen, mit lauter Stimme (das Wahrgenommene) bestätigen. Dies ist eine wichtige Grundbewegung (des Körpers)."

Aehnlich wie bei den Schriftzeichen, ist die Menge von Gestaltungsmöglichkeiten nach oben unendlich, da für jede denkbare Konstellation etwas anderes als angemessen gelten muss; ich kann nicht dieselbe Sprech- und Körperhaltungsform verwenden, wenn ich zum Beispiel als jüngerer Mann einem älteren Mann eine meine Familie betreffende Aussage mache und als ältere Frau einer gleichaltrigen Frau etwas über ihr Auto sage.

In Yamane (1982) folgt nach der Diskussion von Körperhaltungs-Grundmustern erwartungsgemäss die eingehende Darstellung des Bezugssystems, auf das sich jegliches Verhalten ausrichten muss. Wie viele andere, ähnliche Bücher setzt sich auch dieses mit der Problematik auseinander, dass in der Gegenwart Menschen alle als gleich gelten sollten. Eigentlich jedoch setzt das Prinzip der Angemessenheit voraus, dass in einer interpersonalen Begegnungssituation die beiden Seiten als komplementär

wahrgenommen werden, wodurch sich erst bestimmen lässt, wer auf der gebenden und wer auf der empfangenden Seite steht (Yamane 1982: 31-32).

Das Büchlein löst die Problematik, indem es davon ausgeht, dass im heutigen Japan Sozialschicht und Rang keine entscheidenden Kriterien sein dürfen. Vielmehr signalisiere der von sich aus in den interpersonalen Bezug eingebrachte Wille zum Respekt – der Wille zum "Senken des eigenen Kopfes" – in jedem Fall eine angemessene Grundhaltung. Ueberdies helfe diese Grundhaltung peinliche Situationen vermeiden, wenn sich nachher herausstellt, dass der andere eine sehr bedeutende Person war (Yamane 1982: 31).

Ungeachtet aller Versuche, den Begriff des Angemessen-Schönen mit der Idee von Gleichheit in Einklang zu bringen, bleibt er letztlich fest im Grundsatz verankert der komplementären Beziehung zwischen zwei explizit als unterschiedlich definierten Seiten. Die in Deutschland tätige japanische Wissenschaftlerin Maë beschreibt den japanischen Grundsatz des komplementären interpersonalen Bezugs wie folgt: "[Japanisch] wird nicht durch die grammatischen Personen, sondern durch das soziale Verhältnis der am Sprechakt beteiligten Personen bestimmt. ... Von den Kommunikationsteilnehmern wird die Beherrschung der situationsspezifisch angemessenen Ausdrucksformen erwartet. ... Durch dieses ... Modell wird dem ... einzelnen eine andere Anforderungskultur vorgegeben, als ... wo die Autonomie des einzelnen ... im Mittelpunkt [steht]" (Mae 1996: 130-132).

Mae weist immer wieder darauf hin, dass in Japan "Bildung", im Sinne des Reifwerdens einer Person, von der Fähigkeit gekennzeichnet ist, Beziehungsgefüge zu gestalten, wohingegen autonom definiertes Handeln als unreif und kindisch angesehen wird. Die gegenüber autonom definiertem Handeln im Beziehungsgefüge angewandten Sanktionsmechanismen bestehen nach eigener Beobachtung denn auch darin, jemand als ein Kind zu betrachten, d.h. der Person die altersgemässe Würde zu entziehen.

Zusammenfassend lässt sich das Büchlein "Schöne Menschen, schöne Manieren" charakterisieren als eine Ausführung, die ihren Kern im Begriff *rei*, d.h. in den angemessenen Gestaltungformen von Beziehungen hat, wobei die Beziehungspartner bezüglich ihrer Position im sozialen Koordinatennetz einzeln klar zu differenzieren sind. Diese Gestaltungsformen beruhen – wie auch die Abbildungen in diesem Aufsatz deutlich zeigen - auf dem instrumentalen statischen wie dynamischen Einsatz des

gesamten Körpers, einschliesslich der von diesem hervorgebrachten Sprache. Wer mit einer altersgemässen Würde komplizierte und vielfältige Beziehungen erfolgreich zu gestalten weiss, der gilt als "gebildet" (d.h. "jemand, bei dem das Menschliche auf anerkennenswerte Weise perfektioniert ist").

Wie wir schon im Zusammenhang mit dem Schriftzeichenschreiben gesehen haben, sind den Gestaltungsmöglichkeiten und der Gestaltungsfreude ausser dem Kriterium der Angemessenheit kaum Grenzen gesetzt, da zum einen mit der Zeit immer mehr Beziehungskonstellationen gestaltet werden müssen, und zum andern es sich gehört, dass ein reifer Mensch immer neue, überraschende Formen der ästhetischen Beziehungsgestaltung findet. Gute Beispiele für solche schöpferische Gestaltung von Beziehungskontexten sind das japanische Blumenstecken *ikebana*, die Wahl von Mustern bei der traditionellen japanischen Kleidung, oder die Vielfalt der Gestaltung von Teetassen, alles Bereiche, wo wir oft faszinierende Lösungen finden. Dennoch treten uns dabei wohl nicht Objekte zur Bewunderung entgegen, sondern Objekte, die instrumental und auf geradezu verblüffend effizienzsteigernde Weise einer Hauptsache dienen: dem Aufgehen in einer Konstellation.

Die Pluralität der Lebensformen in einer modernen Gesellschaft hat natürlich auch in Japan unterschiedliche Konzeptionen von Schönheit Fuss fassen lassen. Dies gilt insbesondere für solche, die von prestigereichen Institutionen des Abendlands vertreten und somit gerne von der japanischen "Bildungselite" propagiert werden. Auf die ungeheuer komplexen Verzahnungen unterschiedlicher Schönheitskonzeptionen in Japan und deren Folgen kann hier nicht eingegangen werden, doch sei die Warnung in den Raum gestellt, dass viele Argumente und Rationalisierungen zum Thema "Schönheit" – ebenso wie "Bildung" – in Japan mit der tatsächlichen japanischen Lebenspraxis keineswegs deckungsgleich sind.

Des weiteren sei darauf aufmerksam gemacht, dass der fortlaufende Prozess der gesellschaftlichen Fragmentierung in Japan, etwa im Zuge der erhöhten Mobilität, der Erweiterung der individuellen Zeitgestaltungsmöglichkeiten, oder des Zerfalls von Solidaritätsstrukturen, zwar sicher nicht zu einer Infragestellung, aber doch gelegentlich zu einer ziemlichen Gleichgültigkeit gegenüber der elaborierten Gestaltung interpersonaler Bezüge und deren ästhetischer Durchstrukturierung führt.

Trotzdem: Das nie kolonialisierte Japan stellt mit seinem nicht-abendländischen Menschenverständnis, seiner letztlich fehlenden Unterscheidung zwischen Kunst und Nicht-Kunst, seinem holistischen Ansatz zur Bewältigung des Lebens und zur Effizienzsteigerung im interpersonalen Austausch, sowie mit seinem gestalterisch und technisch recht intakt überlieferten Wissen und Können, das nicht Gewichtungen unterlegen hat, wie sie die Diskurse der abendländischen Moderne mit sich brachten, eine Kultur dar, von der kraftvolle Anregungen für die Gestaltung eines ästhetisch durchgeformten Alltags ausstrahlen. Es besteht kein Zweifel, dass die Erfahrung dieses Alltags unseren Blick schärft für fremde Dimensionen, die uns bereichern, ebenso wie für eigene Dimensionen, deren Potentiale wir vielleicht gar nicht nutzen.

Bibliographie

Asquith, Pamela/Kalland, Arne (1997): Japanese Images of Nature, Richmond: Curzon.

Hendry, Joy/Wong, Heung Wah (2006): Dismantling the East-West Dichotomy, London and New York: Routledge.

Mae, Michiko (1996): "Das Japanische als ‘Sprache der Harmonie’ oder die Formalisierung der Differenzen". In: Agi Schründer-Lenzen (Hg.), Harmonie und Konformität: Tradition und Krise japanischer Sozialisationsmuster, München: Iudicium, S. 130-150.

Yamane, Akihiro (1982): Utsukushii hito, utsukushii manaa [Schöne Menschen, schöne Manieren]. Tokyo: PHP.

Bildernachweis

Bilder 1-4: Chûgaku Shosha, ichinen, ninen/sannen (1996/2000), Tokyo: Mitsumura tosho, ichinen S.A, 3, 9, ninen/sannen S.25.

Bild 5: Joshi shôsoku Shinshiki fumi no kakiburi (1938), Osaka: Kyûeidô, S.72.

Bilder 6, 32 – eigene Aufnahmen

Bilder 7, 9, 23 - 24, 29: Ogasawara Kiyonobu (Hg.)/Sakai Miiko (1984) Hayawakari pointo: Reigi sahô, Tokyo: Shôgakkan, S.13, 147, 67, 60, 88 (in dieser Reihenfolge).

Bilder 8, 30-31: Tetsudô Jaanaru-sha (Hg.): Tetsudô Journal no.399/1-2000/S.27; no.287/9-1990/S.20; no.399/1-2000/S.35 und S.27.

Bild 10: Hôgaku-sha (Hg.): Kikan Hôgaku no.18/3-1979/S.69.

Bilder 11-14: Mabuchi Satoshi/Nanjô Megumi (1993): Shinpan Hairiyasui mise, ureru mise, Tokyo: Nihon Keizai Shinbun, S.112, 208, 72, 40 (in dieser Reihenfolge).

Bild 15: Yamane Akihiro (1982): Utsukushii hito, utsukushii manâ, Tokyo: PHP, S.70.

Bilder 16 – 18: Seikatsu Tanken Daizukan (1994), Tokyo: Shôgakkan, S.87, 29 (in dieser Reihenfolge).

Bilder 19 – 21: Bessatsu Fujin to Seikatsu (Hg.) (1979): o-Kashi to pan no hyakka jiten, Tokyo: Shufu to Seikatsu-sha, S.114.

Bilder 22, 25 – 28: Ogasawara Kiyonobu (Hg.) (1985): Kanzen zukai: Shitsuke jiten, Tokyo: Tôyô Shuppan (kaitei 1991), S.54, 38, 134, 142, 95 (in dieser Reihenfolge).